

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 38.

Düsseldorf, 22. September

1917.

Der 70. Geburtstag Hindenburgs.

Deutschlands „Nationalheld“, wie ihn der Kaiser in einer begeisterten Ansprache genannt hat, feiert am 2. Oktober seinen 70. Geburtstag. Wo immer ein deutsches Herz schlägt, da gedenkt es mit Dankbarkeit des Befreiers aus schwerer Not, und solange Weltgeschichte geschrieben wird, muß auch der Name Hindenburg als einer der glänzendsten erwähnt werden. Als Mensch ist der Generalfeldmarschall die Verkörperung des Deutschtums. Ernst und jählicher in seinem Wesen, frei von neurosen, den Willen bestimmenden Einflüssen, in seinem Äußeren eine Aesthetikgestalt mit kraftstrotzender Stirn und markigem Kinn, blauäugig, so zaubert er uns die Erinnerung an Siegfried und Arminius vor die Seele. Als Soldat geht er ganz in seiner Pflicht auf. All sein Tun und Denken ist nur der Erfüllung dieser Pflicht gewidmet; und daß ihn dabei ein demüthiger Gottesglaube erfüllt, bezeugt ihn deutschen Herzen noch näher. — Im Jahre 1866 wurde er Offizier. Bei Königgrätz bot sich ihm die erste Gelegenheit zu einer Heldenthat: er eroberte mit seinem Zuge eine feindliche Batterie im Feuerkampfe. Auf Frankreichs Feldern kämpfte er 1870/71 bei Gravelotte, Sedan und bei Bourget, besuchte danach mit ungewöhnlichem Erfolge die Kriegsakademie und wurde 1878 Hauptmann, 1905 kommandierender General des IV. Armeekorps, nachdem er vorher Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps gewesen war. Seit 1911 außer Dienst, bot ihm 1914 der Krieg Gelegenheit, seine Fähigkeiten dem Vaterlande wieder zur Verfügung zu stellen. Was er uns in diesem Kriege geworden, bezeugen all die glänzenden Schlachtennamen vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz, die „wie lebende Eispfeile zererschlagene Russenfestungen“, als letzter Edelstein Riga.

Eine fülle unerschöpfbarer Vertrauens strömt ihm aus dem Herzen des Volkes entgegen; es weiß sein heiligstes, das Vaterland, in keinen besseren Händen.

Fels in der Brandung
Eichbaum im Wettersturm!
Gott — der dich führte,
Der dir die Kräfte gab,
Schirme dich seuerhin,
Schirm uns in dir.

Hedrich.



Generalfeldmarschall von Hindenburg feiert am 2. Oktober seinen 70. Geburtstag.

Phot. E. Weber, Hofphot., Berlin.

Die Variante. Skizze von Alfred Waldau.

Nun, lieber Hans, jetzt bist du an der Reihe! Schnell, seß' dich an den Flügel und laß deiner Kunst die Zügel schießen. Du weißt, wie gern ich dich spielen höre. Ich alter Kritikus werde heute ein Auge zudrücken, wenn du Beethoven wieder zum Philosophen machst und aus der Eis-Moll-Sonate etwas anderes liest als Mondschein und Sturm.“

Der Feldgraue zuckte leicht zusammen, und langsam vertiefte sich die Blässe seines von Fieber und langem Krankenlager abgezeherten Gesichtes. Die frische Narbe auf der Stirn, gezackt und rissig, wurde dunkler, und der unter der dünnen Haut deutlich erkennbare Pulsschlag verriet eine tiefe Erregung.

Besorgt blickte Vetter Karl zu ihm hinüber.

„Hast du wieder Schmerzen? Nein, dann spiel nicht. Ich dachte nur, die Mondscheinsonate würde dich beruhigen können. Deine Augen glänzen so feurig.“ —

Hans machte eine abwehrende Bewegung, griff mit der Hand zwei-, dreimal in die Luft, wie um vor sich etwas wegzureißen. Das beruhigte ihn sichtlich.

Jetzt lächelte er beinahe heiter.

„Karl — zunächst bitte ich dich, das Beethovenbild zu verhängen.“

„Ja — aber —“

„Bitte! Ich kann jetzt keinen Blick nicht vertragen. Ich will meine Schuld gegen ihn beichten.“

Kopfschüttelnd nahm Karl eine Decke vom Sofa und verhängte mit ihr das Philosophenhaupt des Tonbilders.

„Ist ja eigentlich lächerlich, so'n „Setue“,“ lachte Hans, als er Karls eifrigem, etwas mit Hindernissen verbundenen Werke zusah. Eigenartig wirkte der rasche Wechsel, in dem sein Gesicht wieder den ernststen tiefinnigen Ausdruck erhielt.

„So — ich danke dir. Willst du dich zu mir setzen? —“

Denke dir einen herrlichen Maimorgen — mitten im dichtesten, herrlichsten Buchenwalde. So ähnlich war's, wie an jenen Frühlingstagen, als wir unsere Streifzüge durch den Forst unternahmen; wo jeder Atemzug Arznei war für unsere durch Examenssorgen abgehärmten Körper und Gemüter.

So ähnlich. Mir schien der Tag nur bedeutend schöner nach langer Verbannung in den Unterstand. Noch jetzt sehe ich die reizenden Waldmeisterrosen vor mir und habe die sichere Empfindung ihres feinen Duftes. Ich genoss in vollen Zügen. Das Licht rieselte gleichsam an dem jungfräulich reinen Buchenlaube nieder und fiel in goldenen Tropfen auf die Taupeteln an den Blatt- und Graspitzen. Lächle nicht so mephistomäßig — du alter Prosamensch!

Beinahe möchte ich diesen Morgen noch einmal erleben — wenn nicht — na, später davon. —

Unser Fernsprecherdienst verschaffte uns die schöne Erquickung. Wir waren auf Leitungspatrouille, Kamerad Heinz war noch bei mir. Die Leitung war wie gewöhnlich in der Nacht zerschossen worden.

Am Morgen ruhte der Feind jedenfalls von seinem Nachtdienst aus. Bis auf einige Fliegerstrahlens hoch in der Luft war alles weit und breit in tiefer Ruhe getaucht.

Gerade diese sonderbare Ruhe ist es wohl gewesen, die es zu einem vollkommenen Auskosten der Freude an der frischen Natur nicht kommen ließ. Besonders auf dem Wege, den wir jetzt gingen, war die Ruhe ganz ungewohnt. Es hatte sonst immer etwas geheult und gepresselt um uns herum.

Die Stille erweckte eine gewisse Aerosität in uns, und diese gab uns Gedanken ein, mit denen wir uns sonst kaum herumflügen: Ahnungen von Entsetzlichem, von Gefahren, die urplötzlich auftreten könnten; und daraus entstand der eckeliche Wunsch, möglichst bald die Leitungsführung zu finden, möglichst schnell in den Unterstand zurückzukommen.

So hielten wir beide angestrengt die Köpfe in die Höhe und verfolgten krampfhaft das Kabel, das über den Zweigen der jungen Buchenstämmchen hing.

Ich merkte an den zuckenden Mundwinkeln in Heinzens Gesicht, daß auch in seinem Gemüt die Gewitterschwüle lastete, die mich bedrückte.

Es wirkte deshalb wie Befreiung, als wir die ersten abgerissenen Blättchen, Zweige, Erdklümpchen auf dem Boden verstreut sahen: die sicheren Anzeichen eines in der Nähe liegenden Schusses. Wir kamen an die Stelle, wo die Granate namenlose Verwüstung unter dem jungen Waldboden angerichtet hatte. Unsere Leitung war heil.

„Bande“, knirschte mein Freund durch die Zähne und zitterte vor Aufregung. —

Wieder ein Anzeichen von neuen Schüssen: kreuz und quer zersplittert, zerrissen lagen belaubte Äste über unserm Weg, darunter eingeklemmt der Draht — heil! —

„An der Straße hat sie das Unglück“, sagte ich, er nickte, stumpf, zitternd. —

Wir arbeiteten uns durch das Unterholz hindurch, die Zweige peitschten in das Gesicht — es tat beinahe wohl.

Ich hörte das Blut in den Ohren pulsen, schwere, dumpfe Schläge in gleichem Tempo, tanzende rote Ringe erschienen vor den Augen — ganz verschwommen sah ich durch das Gewirr der Zweige den weißen Streifen, die Straße.

„Nuh ein Schuß gerade draußliegen“, hörte ich durch die Melodie meines Blutes meinen Freund sagen.

Er hatte recht, mitten auf der Waldbaussee war ein tiefer Trichter eingerissen — Steine, Dred und schwarzer Pulverstaub lagen wild umher, und unsere Leitung sah man nicht mehr. Einige Felsen hier und jenseits der Straße an den Bäumen hängend — sonst nichts.

Wir gingen an die Arbeit — hastig und doch lahm wie in schwerem Traum. Ich kletterte an einem der schwanken Stämme in die Höhe, ganz mechanisch knüpften die Finger das neue Stück Kabel an den Rest des alten, schlangen den Knoten um einen Zweig.

In den Ohren klang es wie Stöhnen — ein furchtbarer Mollakkord wimmerte in ihnen. Und mit einem Male wußte ich was sie sangen.

Die Eis-Moll-Sonate. — Glaubst du, daß sie mir wie Ruhe und Vollmondstimmung klang?

Ich klammerte mich an mein Buchenbäumchen und lauschte auf die ganz sonderbare Sonatenvariante, die mir mein Blut sang. Ganz richtig und klar klangen die schmerzlichen, sinnenden Töne — sich — auch der befreiende A-Dur-Sonnenblick schimmerte einen Augenblick — und dann klang wieder Schatten, Leib, Ringen des Titanen mit Schicksalsgewalten. —

Wie — kam das Eis nicht, dieser seltsame Aeolussparfenton, der jaghaft wagt, Trost zu spenden? —

Horch — da klang's hoch oben in der Luft — so fein und gitrend. —

Nein — nicht wie Trost — nicht wie Labung. —

In rasendem crescendo schwoh es und schwoh — durchschüttelte die Luft — drohend, nervenzerrissend.

Gräßliches Sausen dicht über den Baumkronen wurde jagend liefer, und barst mit unbeschreiblichem Getöse, mit einem Schrei — der alles Leben nahm aus meinem Sein. —

Mein letzter Blick fiel auf Heinz — er hatte den Schrei ausgestoßen; — ich sah ihn zusammensinken, die Hände starr in die Luft gestallt — ich hatte noch die Empfindung eines brennenden Schlages an der Stirn — und dann war's Nacht. — Rote, johlende Nacht. Nein, eigentlich keine richtige Nacht. Wie Schleier aus purpurnem Gewebe floß es herab, ganz ruhig, durchwoben mit glühenden Pünktchen.

Aber plötzlich zerriff der Schleier — und ich sah eine Horde wilder, bodsfüßiger Gefellen um mich herumtanzen, häßliche Masken grinsen

mich an, und Sohlen und Kreischen drang aus den Öffnungen der entstellten Mäuler — das sich allmählich zu einer einzigen Melodie verdichtete.

„Mondscheinsonate!“ —

Im Presto agitato jagte das Adagio sostenuto daher — gepreißt — mißhandelt — an den Haaren gezerrt — das Eis pfauchte heran — mein armes tröstendes Eis — wie rasender, glühender Orkan mitten in die Rote der Bodsfüße hinein — in Wurzelbäumen überstolperte sich mit einem Male alles rund um mich in furchtbarem Durcheinander.

Näher brauste der Unglückstorn in rasendem crescendo schwelend, nervenzerreißend — und da st mit vernichtendem Getöse und einem Schrei. — Wer konnte so jämmerlich — so schrill — so hoffnungslos schreien? —

Fort flog der Knäuel der Bachanten — doch nimmer endete die wahnwitzige Prestointonierung des Adagio sostenuto. —

Wer hatte den Schrei ausgestoßen?

Sieh, — da kam jemand taumelnden Schritts die Wiese dahergelaufen — wilde Loden umrahmten die hohe, leiddurchfurchte Stirn. Seine mächtigen Hände wühlten in dem zerzausten Haar — ein unsäglicher Schmerz lag in den tiefen Augen, in dem wehen Zug um den Mund. —

So sah ich Beethoven! —

Und hinter ihm her taumelte die entfesselte Bande wahn sinniger Halbtiere und schwang die Knuten heulenden Hohnes über Beethovens Kindern.

Im Presto agitato Matschten die Streiche, pfauchte das Eis — nicht wie Mondesfrieden.

Eine wimmernde Klage war's aus Beethovens wehmunzuden Kunde. Sie gellte in mir nach, daß Eisenschauer meine Glieder durchstamm und mich erbeben machte in den Grundfesten meines Lebens.

Sie flehte: „Hilf meinen Kindern — du liebst sie ja — hilf ihnen doch!“ —

Ganz nahe kam mir das Antlitz des vergötterten Künstlers — ich fühlte seinen zitternden Hauch an den Schläfen — und alles drängte in mir — ihm zu helfen — seine Geschöpfe zu befreien! —

Verzehrende Glut griff Platz in meinem Innern — ich sah mit einem Male einen Flügel vor mir — ich wollte hin und retten. Doch schon packten mich starke Arme und hielten mich zurück.

„Laßt mich doch die Mondscheinsonate —“

„Bleiben Sie nur ruhig liegen!“

„Nein, ich will — die Mondscheinsonate —“

Wieder wurde es Nacht — schwarz — ohne Stern.

Doch aus ihren Nebeln lösten sich langsam — lichtumflossen — Beethovens Kinder. Weich, sinnend, ohne Klage klang das Adagio sostenuto der Eis-Moll-Sonate.

Ich fühlte ein Meer von Ruhe über meine Seele fluten — unendlich schön schimmerte das gnadenteiche Eis über golddurchflossenen Buchenenwipfeln. Es brachte mir Trost — und ich erwachte.

Das Adagio sostenuto wob weiter seine Zauber durch das stille Lazarettzimmer.

An meinem Bette stand ein Klavier, und eine junge Schwester streichelte mit weicher Hand Beethovens Muse.

Sein Geist schwebte in dem Zimmer; ich sah die tiefe Ergriffenheit in den bleichen Gesichtern der Kameraden, grub den Kopf in die Kissen und weinte wie ein Kind.

Und währenddessen verschwammen die letzten Töne des Adagio der Eis-Moll-Sonate.

„Na, wieder unter den Lebenden?“ Der Arzt fuhr mit der Hand über mein Haar — ich konnte nur lächeln zur Antwort.

„Wissen Sie auch wo Sie wären, wenn ich nicht im höchsten Stadium der Krisis auf den Gedanken gekommen wäre, das Klavier in's Zimmer rücken zu lassen und Schwester Magda zu bitten, Beethoven zu spielen? — Ich weiß es nicht. — nur eins weiß ich, daß Sie zum Bett raus wollten, als die Drahtkommode angewackelt kam, und daß mich meine Arme noch Schmerzen von der Anstrengung, die es mich

kostete, Sie festzuhalten. — Zeigen Sie mal Ihren Puls — ah — wieder einigermaßen normal. — Da bedanken Sie sich bei der Magda und vor allem bei Beethoven, daß Sie wieder leben können!“ —

Du verstehst, daß ich mich an Beethovens Bild vergangen habe, lieber Karl. Denn ich selbst, meine eigene Phantasie, hat mir seine Musik verzerrt vorgegaukelt, wenn auch nur im Fiebertraum.

Beht fühle ich mich frei — willst du den Fürsten aus dem Gefängnis befreien? — So — ich danke dir. Sieh, es scheint, wie wenn er lächelte.

Ich will ihm seine Eis-Moll-Sonate spielen — jetzt wird sie mich beruhigen.“



Das Hindenburgtor des 3. Garde-Regiments zu Fuß in Berlin. w. Giese.

Am Haupteingang zur Kaserne in der Wrangelstraße ist ein Monumentaltor geschaffen, das dem großen Feldmarschall gewidmet ist. Nach der Weiherede durch den Regimentskommandeur Major von Gillshausen schloß Erzherzog von Kowensfeld das Tor auf, durch das unter den Klängen des Preußenmarsches das Ersatzbataillon und die Abordnungen anderer Regimenter ihren Einzug hielten.



Blick auf Kawalla vom alten Kastell aus. Im Vordergrund bulgarische Auslugposten.

Fliegerblut. Von Paul Scheidt.

Rattend schwirren die Maschinen über dem Flugplatz hin und her, Eindeder und Doppeldecker, schnelle und langsame, leichte und schwere. Hier steigt eine auf, dort kommt eine andere herunter. Am Start stehen drei Herren beieinander und verfolgen aufmerksam die laufenden Flugzeuge. Besonders ein Flugzeug scheint ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, ein alter, ziemlich schwerfälliger Eindeder, der jedoch mit großer Sicherheit und Kühnheit gelenkt wird.

Währenddessen sitzt der Gegenstand ihres Gesprächs, der Flugzeugführer Paul Kastberg, in seinem Apparat und steuert frisch durch den blauen Morgen. Sehnsüchtig schaut er zu den ihn umschwirrenden neuen und raschen Flugzeugen. Wenn er doch auch damit fliegen dürfte! Aber es gibt kundige Flugzeugführer genug. Er muß sich mit einem Jammergehalt bei seiner kleinen Firma mit ihrem veralteten Apparat begnügen.

Jetzt droffelt er den Motor und landet im Gleitflug glatt auf dem Flugplatz. Als er mühsam aus dem Gewirr von Steuerhebeln, Apparaten, Stangen und Spanndrähten herausgeklütert ist, kommen ihm die drei Herren entgegen, voran der Direktor der Hellburger Metallwerke. Er schüttelt Kastberg die Hand und beglückwünscht ihn zu seiner sicheren Führung. Dann bittet er ihn, ihm in das nahe Fliegerkasino zu folgen, da er ihm einen Vorschlag zu machen habe.

„Ich habe in meinen Werken ein Flugzeug herstellen lassen, einen ganz leichten Sport-Eindeder mit sehr starkem Motor und großer Schnelligkeit. Nun suche ich für das Flugzeug einen sicheren, kundigen Führer, der es einfliegen, vorführen und auch damit an Veranstaltungen teilnehmen kann. Wir haben Sie hier beobachtet,

und wenn Sie mit dem Gehalt zufrieden sind — der Direktor nannte eine hohe Summe, — dann schlagen Sie ein und kommen so bald wie möglich zu uns!“

Von ganzem Herzen sagt Kastberg zu.

Sein Kontrakt mit der alten Firma ist bald gelöst, und nach kurzer Zeit finden wir ihn schon auf dem Weg zu den Hellburger Werken.

Freudig begrüßt ihn der Direktor, und sofort geht man zum Flugzeugschuppen. Das Tor öffnet sich, und die Arbeiter rollen den flugbereiten Vogel heraus. Rein und glänzend steht er da, glühend in der Morgensonne, kein Holm, kein Spanndraht zuviel, keiner zu wenig; schnittig, schlank und doch kräftig gebaut, ladet das Flugzeug zum Fliegen ein. Der Ingenieur gibt noch einige Erklärungen, dann schlüpft Kastberg schnell in die warme Fliegerkleidung und besteigt das Flugzeug. Ein Arbeiter dreht den Propeller, schon springt der Motor an, Kastberg gibt Vollgas und Höhensteuer, und nach kurzem Anlauf über das Flugzeug hoch und rast dahin. Nun läßt er Höhen- und Seitensteuer spielen, und sein Eindeder gehorcht dem leisesten Druck wie ein edler Kenner; dabei entwickelt er eine Schnelligkeit, daß Kastberg alle fünf Sinne zusammenreihen muß, um nicht die Herrschaft über das Flugzeug zu verlieren. Unten sieht er die Arbeiter stehen, begeistert und jubelnd ihr herrliches Werk im Fluge bewundernd. Noch ein paar Kurven und Achten, dann stellt er den Motor ab und kommt glatt im Gleitfluge vor dem Direktor herunter. Der tomesn ihm mit Tränen der Freude in den Augen entgegen und drückt ihm m. Hand. Sein jahrelanger Wunsch ist so herrlich in Erfüllung gegangen! Doch auch Kastberg weiß sich vor Freude kaum zu fassen. So ofte e



Deutsche Kriegsrohstoff-Gesellschaft in Drama. — Kauf und Eintausch von Metallen gegen Salz und andere Lebensmittel. Im Hintergrunde deutsches Militärgepäck mit Baumwolle beladen. BUFA.

das Wetter irgendwie zuläßt, kann man seinen Eindeder über dem weiten Baugelände der Werke kreisen sehen. Eifrig arbeitet er mit den Ingenieuren zusammen, um ihnen aus seinen Erfahrungen manch guten Rat für Veränderungen und praktische Verbesserungen an dem Flugzeug zu geben.

So hat man das Flugzeug schließlich soweit, daß man auch mal an die Teilnahme an Flugwettkämpfen denken kann. Rastberg durchstöbert alle Sportzeitungen und sieht sie nach Ausschreibungen durch. Endlich findet er das Richtige: Große Flugwoche in Johannisstall! Er bespricht die Sache mit dem Direktor, der ist sofort damit einverstanden, und beide eilen kurze Zeit vor dem festgesetzten Termin hin, um alles vorzubereiten. Bald kommen sie mit ihrem kleinen Trupp von Ingenieuren, Monteuren und dem Flugzeug an.

Als Rastberg zum erstenmal aufsteigt, gibt es auf dem Flugplatz große Erregung über das Flugzeug. Denn außer unsicheren Gerüchten waren keine Nachrichten über den neuen Eindeder in die Öffentlichkeit gekommen.

Der Wettkampf beginnt; spielend gewinnt Rastberg die Preise der ersten Konkurrenz, für kürzesten Anlauf und Auslauf. Morgen kommt dann das große Schnellleistersrennen.

Raum ist das Zeichen gegeben, da rasen die Flugzeuge los. Anfangs hält ein kleiner Doppelder die Spitze; dessen Führer, ein sieggewohnter und berühmter Flieger, wehrt sich gegen Rastbergs Andringen wie verzweifelt, doch dann bleibt er zurück. Unter brausendem Jubel schießt der Eindeder durchs Ziel. Der Schnellleisterspreis ist gewonnen! Begeistert holt die Menge Rastberg aus dem Flugzeug und trägt ihn auf den Schultern zur Tribüne. Die Reporter umrennen ihn und das Flugzeug, knipsen, fragen und schreiben. Morgen ist er in allen Zeitungen!

Morgen! Ja, morgen ist noch die Höhentournee, dann ist Schluß!

Wieder rasen die Flugzeuge los und streben gen Himmel. Rastberg gibt steil Höhensteuer, und rasch steigt das Flugzeug. Weiter und weiter! Die Gefährten bleiben zurück. Steil zieht er seine Kreise. Jetzt streift sein Blick den Höhenmesser: 2000, 2100, 2200 Meter. — Bravo arbeitet der Motor.

3200, 3300 Meter. — Von den Kameraden ist durch die Dunstschicht nichts mehr zu sehen. Da, plötzlich springt in ihm der Gedanke auf: Der Höhenrekorde ist 5610 Meter! Ob er das erreicht? Fieberhaft überlegt er, rechnet er: Benzin hat er genug, die Geschwindigkeit ist unvermindert, der Höhenmesser zeigt eine sichere, aufsteigende Kurve. Jetzt steht er auf 4500 Meter! Die Arme, die das Höhensteuer trampfhaft halten, erlahmen. Durchhalten! 5000 Meter! Weiter, weiter! Ob es gelingt? Wie würde sich der Direktor freuen! Da, es ist erreicht! 5700 Meter! Hurra! Ob er 6000 erreicht? Er wird müder und müder. Die Feder des Höhenmessers kriecht wie eine Schnecke.

Sie will nicht voran. Jeder Meter wird schwer. Endlich 6000! Aber jetzt fühlt er immer stärkeren Druck auf der Brust und immer größere Atemnot! Ohne Sauerstoffapparat geht es nicht höher! Also hinunter!

Er stellt den Motor ab und geht im Gleitflug nieder. Fest und sicher hält er das Steuer. Er kann sich kaum noch aufrechterhalten, so müde ist er, aber nur noch eine kurze Zeit, dann ist alles gut, und er ist unten.

Jetzt kommt er aus den Wolken heraus, und immer größer wird der Flugplatz. Unten muß man ihn bemerkt haben. Erst verworren, dann immer deutlicher schallt ein Geräusch zu ihm herauf: Brausender Beifallsjubel! Man hat unten wohl erraten, was er getan. Die Flugzeuge surten noch hin und her. Neue steigen auf. Immer größer werden die Menschen. Noch 200 Meter, 100, 80, 50, 30 — da, urplötzlich taucht vor ihm ein anderes Flugzeug auf, zum Greifen nahe — blühschnell gibt er Vollgas und Höhensteuer, doch zu spät: Ein Krachen, ein Sturz, ein Aufsprallen — er verspürt einen jähen Schmerz, dann ist's vorbei.

Ein schriller Aufschrei ertönt aus der Menge beim Zusammenstoß der beiden Flugzeuge. Alles rast zu den Stellen, wo sie hingestürzt sind. Die beiden Insassen des einen Flugzeugs sind mit ein paar Schrammen und Knochenbrüchen davongekommen. Doch nun zu Rastberg. Der liegt, schwach atmend, nicht weit von seinem braven Eindeder; durch den jähen Aufsprall ist er hinausgeschleudert worden. Der Direktor kommt heran, auch Ärzte, reißen das Lederzeug auf und untersuchen den Flieger; sie zucken die Achseln. Da wird nicht mehr viel zu retten sein! Ratternd kommt das Sanitätsautomobil herangefahren, nimmt Rastberg auf und faust wieder davon. Hinterher das Auto des Direktors. Der hat schnell den nur wenig beschädigten Eindeder der Obhut seines Monteurs anvertraut, und fährt nun so schnell die Pferde des Motors den Wagen voranbringen können, mit Rastberg zur Klinik. Dort machen ihm die Ärzte größere Hoffnung.

Und wirklich, langsam siegt Rastbergs Jugendkraft; — bald ist keine Furcht mehr nötig. Tag für Tag kommt der Direktor und sorgt für ihn wie ein Vater. „Noch ein paar Wochen“, sagt der Doktor, „dann haben wir ihn wieder so weit!“ Rastberg kann sich kaum noch gebulden. Doch auch die Wochen gehen vorüber. Raum ist er aus der Klinik, da faust der Mercedes schon wieder zum Flugplatz. Der Direktor mahnt, bittet, fleht, Rastberg solle sich noch schonen, noch vier Wochen, noch vierzehn, noch acht Tage; nein, das Fliegerblut verlangt Betätigung.

Strahlend sieht Rastberg, wie der brave Eindeder, der inzwischen auch wieder kuriert ist, gerade aus dem Schuppen herausgetollt wird. Er humpelt darauf zu; jetzt sieht er schon am Steuer, der Motor donnert. Noch ein paar Sprünge, und schon schwebt er nach oben.

Wieder zieht der Vogel ruhig und sicher seine Kreise, die hellen, blanken Flächen glänzen im Abendrot. —

Neuen Taten entgegen!

Florian mit dem Stelzfuß. Von Max Prels.

Er hatte einen hohen Protettor, der „Stelzfuß-Florian“. Das war der Pförtner in dem großen Bankgebäude, das an der Kreuzung der zwei tagaus und tagein belebten Straßenzüge lag. Der Pförtner hatte Florian das Plätzchen neben der Einfahrt zugewiesen. Ach, das war ein Platz an der Sonnenseite des Lebens. Wieviel tausend Paare Stiefel stapften da nicht im Tage an einem vorbei. Florian sah gleichsam unter dem Einfahrtstor, das in den lärmenden Hof der Großstadt führte. Wie ein Ausrufzeichen spreizte er seinen hölzernen Stelzfuß vor sich hin.

Der Florian war gewiß ein Kulturfaktor. Arbeitsleute und zerstreute Stutzer machten vor seinem Stelzfuß halt, große und kleine, derbe und zierliche Füße bestiegen das kleine Bänkchen, das vor dem Florian stand wie ein Operationsstisch.

Der Stelzfuß war seinem Gönner von der Bank sehr dankbar für das schöne, einträgliche Plätzchen. Es gab hier soviel wischende und hüpfende Kulturarbeit zu verrichten. Und wenn schönes Wetter war, oder wenn die geschworenen Feinde der öffentlichen Stiefel-

reinigung vorübermarschierten, kam Florian doch auch auf seine Rechnung. Denn er grüßte die Menschen ohne Rücksicht auf Stöckel und Fasson und ohne Unterschiede zu machen zwischen den reinlichkeitsbesessenen Lämmchen und den koltsprechigen Bödchen. Für jeden freundlichen Gruß belam er sein Kupferstück in den Schoß geworfen, und die Leute gewöhnten sich daran. Wer in die Stadt hinein wollte, mußte hier Grußmaut zahlen oder sich die Stiefel putzen lassen.

So ging's dem Florian recht gut. Er sah warm eingehüllt an den frostelnden Tagen auf seinem Stuhl, schaute aus seinem jungen Gesicht freundlich in die Welt. Er war erst dreißig Jahre alt — spreizte den Leuten den Stelzfuß hin und grüßte und pußte. Wenn sich eine Dame seinen Bürsten anvertraute, war er galant und zärtlich; er streichelte lieblosend das feine Leder, säuberte es mit einer verliebten Gründlichkeit und warf seinen geretteten Patientinnen ein paar verflüchtete Blicke nach. Die Damen schauten den Florian auch manchmal ein ganz klein wenig mehr als flüchtig an, sahen, daß er jung und gar nicht so übel war, und dachten getrübt: unglücklicher Mensch. Mit dem Mittel-

der Damen gewann er die im Vorübergehen erwiesene Teilnahme der Herren und so war der Florian eigentlich gar nicht so sehr zu bedauern. Denn der großmütige Pförtner in der Bank wahrte verschwiegen sein Geheimnis. Stelzfuß Florian, wie ihn alt und jung nannte, hatte nämlich ein Geheimnis. Und wenn die Leute dieses Geheimnis gewußt hätten, würden sie an dem armseligen Schuhputzer, der in seinem verbrauchten und abgeschabten Kittel dasaß und traurig lächelnd immer ein bißchen vornehm schwärmerisch grüßte, ohne Spende vorbei und vielleicht sogar mit ungesäuberten Schuhen weiter gegangen sein. Aber der gute Pförtner von der Bank wußte zu schweigen.

Florian sah also Tag für Tag auf seinem Stuhl, sah den Leuten nach und machte sich seine Gedanken über sie. Florian kannte alle Leute, und er liebte sie auf seine Weise. Aber ein kleines Mädchen, das täglich an ihm vorbeiging, das liebte er mit einer zärtlichen Dignität, anders, tiefer, behutsamer als seine besten Kunden.

und teilnehmend, machte seinen Kondolenzbesuch mit den Augen. Wieder nach Monaten sah Florian das erste und dann das zweite und dritte Rendezvous von Fräulein Jrmengild. Da grüßte er gereizt, eifersüchtig, später dann wohlwollend, wenn es ein schöner, eleganter Herr war, der auf das Fräulein gewartet hatte, oder vorwurfsvoll, wenn er den Beglückten für einen dummen Müßiggänger hielt, der gar nicht wert war, mit Jrmengild zusammen zu sein.

Florians Tagewerk war zu Ende; er gab dem Pförtner ein Geldstück, legte sein Putzzeug in eine Lade und zog den alten, abgeschabten Kittel aus. Dann schlüpfte er in einen wunderschönen Rock, nahm Kragen, Manschetten und einen feinen Hut, Handschuhe und Stock aus einem Schrank und war ein tadelloser Herr. Er grüßte den Pförtner und fragte: „Kommen Sie heute ins Kaffeehaus, Herr Vorstner? Die Freunde erwarten Sie!“

Bei Tag war Florian der arme Krüppel, der Schuhe putzt und



Besuch der bulgarischen Pressevertreter bei der Firma Krupp in Essen. — Weiterfahrt nach Besichtigung des Schmelzbaues.

Das war so gekommen: Das kleine Mädchen war eines Tages plötzlich in der Straße aufgetaucht. Es ging zur Schule und sicher zum ersten Male diesen Weg. Als es den Stelzfuß des Stiefel-Florian sah, war es recht erschrocken. Es gab dem armen Manne einen guten, warmen, traurigen Blick und trippelte vorlegen weiter. Seit dieser Zeit grüßte Florian das kleine Schulmädchen wie eine erwachsene Dame. Und das Mädchen grüßte freundlich zurück. Florian lebte das Leben des Kindes mit. Er sah die Kleine größer werden, sah die ersten Rosen der Mädchenhaftigkeit auf ihren Wangen und die ersten Schatten der Verliebtheit in ihren Augen. Und immer grüßte Florian und immer dankte das Fräulein herzlich und freundlich. Sie hat dem Florian nicht ein einziges Mal ein Geldstück in die Hand gedrückt. Ihr gegenüber war er nicht ein einziges Mal der arme Bettler. Das war sein Stolz, diese freie und unabhängige verschwiegene Beziehung zu ihr, zu der er kein Bettler war. Er gab ihr einen schönen Namen, den er einmal in einem prachtvollen Roman gelesen hatte; sie hieß für ihn Fräulein Jrmengild! Einmal kam Fräulein Jrmengild in einem schwarzen Kleid die Straße her. Da grüßte Florian, geräuschlos

bettelt, am Abend aber verwandelte er sich in den gutsituierten Herrn, der sich von seinen kleinen Renten vergnügt. Ja, ja, so lebt man! Herr Florian will sich eben, seine Zigarette rauchend, von dem Pförtner verabschieden, der so gut das Geheimnis wahren kann, da kommt Fräulein Jrmengild. Sie fragt den Pförtner: „Bitte, ist mein Bräutigam noch da?“ Florian erschrickt. Froh, daß er sie wieder sieht nach vielen Tagen, bewegt, daß seine kleine Freundin nun verlobt ist und noch dazu mit einem Herrn von der Bank. Da grüßt Florian in seiner Herzensfreude und denkt gar nicht daran, daß er nun sein Geheimnis preisgibt. Das Fräulein hat ihn erkannt, sie sieht, wie er die Maske des Tages ablegt und die fröhliche Wahrheit der Nacht auf sich nimmt. Da wurde das Fräulein sehr, sehr traurig. Sie kam sich so beschämt vor, sie schämte sich ihres Mitleids. Heiß und vorlegen ging sie in das Bureau ihres Bräutigams und wußte, daß eine lange, stille Freundschaft zu Ende war.

Am kommenden Tag kam das Fräulein an Florian vorüber. Er grüßte ängstlich, aber sie dankte nicht mehr.

Und nun war der Stelzfuß-Florian erst ein Bettler geworden.

Typen gefangener Engländer aus den letzten Kämpfen in Flandern.



BUEA.